

Handb.

Handbuch der Dialoganalyse

herausgegeben von
Gerd Fritz und Franz Hundsnurscher

Max Niemeyer Verlag
Tübingen 1994



Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Handbuch der Dialoganalyse / hrsg. von Gerd Fritz und Franz Hundsnurscher. – Tübingen : Niemeyer, 1994

NE: Fritz, Gerd [Hrsg.]

ISBN 3-484-73014-5 kart.

ISBN 3-484-73017-X Pp.

© Max Niemeyer Verlag GmbH & Co. KG, Tübingen 1994

© für die Illustrationen: Martin Glomm

Die Illustrationen dieses Handbuchs einschließlich des Einbandmotivs sind nach Messerschnittvorlagen von Martin Glomm reproduziert.

Für die freundliche Genehmigung zum Abdruck der Illustration zu Beitrag 19 danken wir dem Verlag Hermann Schmidt, Mainz.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Printed in Germany.

Satz und Druck: Gulde-Druck GmbH, Tübingen

Einband: Heinr. Koch, Tübingen



14. Dialoganalyse und Grammatik

1. Grammatische Analyse als Problem der Dialoganalyse
2. Kooperationsprobleme
3. Der Bedarf an grammatischer Erklärung
4. Auf der Suche nach einer kommunikativ-funktionalen Grammatik
5. Eine Grammatik für die Dialoganalyse: eine Skizze
 - 5.1 Elementare Propositionen
 - 5.2 Formen der Modifikation von Propositionen
 - 5.3 Der modus dicendi von Dikta
 - 5.4 Modifikationen von modi dicendi
 - 5.5 Kommentierung, handlungsorganisierende Bemerkungen, Abtönung
6. Literaturhinweise

1. Grammatische Analyse als Problem der Dialoganalyse

Im akademischen Lehr- und Forschungsbetrieb koexistieren Dialoganalyse und Grammatik als verschiedene Bereiche der Sprachbetrachtung, die in einem schlecht erklärten Verhältnis zueinander stehen. Die Fragestellungen, die Dialoganalyse und Grammatik leiten, scheinen auf den ersten Blick nicht viel mehr gemeinsam zu haben als ihren allgemeinsten Gegenstand: die Sprache. Die Dialoganalyse interessiert sich vorrangig dafür, was wir mit sprachlichen Mitteln tun, die Grammatik konzentriert sich auf diese Mittel selbst. Bei sorgfältiger Betrachtung zeigt sich allerdings, daß beide ideale Partner sein können, wenn sie ernsthaft von den Phänomenen Rechenschaft geben wollen, mit denen sie befaßt sind.

Die Dialoganalyse kann nicht darauf verzichten aufzuklären, welche Rolle die komplex gebauten Ausdrücke spielen, mit denen die Handlungen durchgeführt werden, die Dialoge konstituieren, denn schließlich beruht das meiste, was wir über Dialoge sagen können, auf einer Auswertung der verbalen Hervorbringungen der Dialogpartner. Die Grammatik ihrerseits steht vor dem Problem, eine Vielfalt von Ausdrucksformen festzustellen, die als solche unverstanden bleibt, wenn sie nicht im

Hinblick auf ihre Rolle beim kommunikativen Handeln begriffen wird – und dialogisches Handeln ist nichts anderes als prototypisches kommunikatives Handeln.

Grammatische Analyse ist für die Dialoganalyse, wie man sieht, nicht bloß eine Nachbarwissenschaft, sondern gehört, bis zu einem gewissen Grad, zu ihren eigenen Aufgaben. Ist dies erkannt, liegt es nahe, sich als Dialoganalytiker an jene Forschung zu wenden, die, gewissermaßen von Haus aus, mit Fragen der grammatischen Analyse befaßt ist. Wieso sollte man das Rad neu erfinden, wenn längst ein hochspezialisierter Forschungszweig existiert, der sich mit nichts anderem beschäftigt?

Wenn hier und in der Folge von Grammatik die Rede ist, dann ist damit stets die eigensprachliche Grammatik oder die Grammatiktheorie im allgemeinen gemeint, weil sie sich über die bloße Erfassung des Formbestands hinaus grundsätzlich mit der Aufklärung von Ausdrucksstrukturen befassen. Fremdsprachliche Grammatiken dagegen konzentrieren sich darauf, fremde Ausdrucksformen zu als unproblematisch erachteten eigenen Formen ins Verhältnis zu setzen. Sie blenden dabei funktionale Aspekte weitgehend aus und kommen deshalb als Partner einer Dialoganalyse weniger in Frage. (Siehe in diesem Zusammenhang auch Heringer/Strecker/Wimmer 1980, Kap. 1.)

2. Kooperationsprobleme

Nur sprachwissenschaftliche Laien werden erwarten, daß sich die naheliegende Kooperation von Dialoganalyse und Grammatik problemlos gestaltet. Schwierigkeiten ergeben sich vor allem in zwei Bereichen:

- (a) Die Dialoganalyse ist, da Dialoge überwiegend die Form mündlicher Kommunikation haben, stark an einer Grammatik mündlicher Sprache interessiert. Die Grammatikschreibung hat sich, durchaus nicht ohne gute Gründe, zu allen Zeiten mehr für Sprache in ihrer schriftlichen Form interessiert. In neuerer Zeit haben sich – vorzugsweise diskursanalytisch interessierte – Grammatiker verstärkt mit Formen der mündlichen Rede befaßt.
- (b) Die sprachtheoretischen Grundlagen der Dialoganalyse und der einflußreichsten Grammatiktheorien sind nicht so ohne weiteres in Einklang zu bringen.

Bei (a) handelt es sich um ein eher praktisches Problem: Die Aufgabe einer Grammatik wurde und wird in aller Regel darin gesehen, die korrekte Formulierung von Texten zu unterstützen, und an korrekter Formulierung sind wir vorzugsweise im Hinblick auf schriftliche Äußerungen interessiert. (b) führt zu grundsätzlichen Schwierigkeiten. Dabei gehörte, was von der Dialoganalyse an Grammatik einzufordern ist, traditionell durchaus zu dem, was Grammatiken zu erfassen suchten. Sie haben, wenn man so will, einer künftigen Dialoganalyse zugearbeitet, indem sie den sprachlichen Ausdruck auch in Hinsicht auf seine kommunikative Leistung analysiert haben.

Es wäre sicher überzogen zu sagen, die prästrukturalistische Grammatik hätte eine kommunikativ-funktionale Ausrichtung, aber ihre Terminologie belegt, daß sie entsprechende Überlegungen in ihre Analysen einbezog. Sie kann – natürlich *ex post* – mit

ihren partes orationis, denen sie, zum Teil über Gebühr, kommunikative Funktionen zugeschrieben hat, als Alternative zur mehr formal orientierten modernen Grammatik gelten. Sie spricht von *Fragesatz, Redeteilen, Subjekt, Prädikat, Attribut, Dativ, Akkusativ*, um nur einige Beispiele zu nennen. Sie hat damit, bei allen Schwächen, die man ihr aus heutiger Sicht vorhalten mag, auch Grundlagen für eine funktionale Grammatik geschaffen, wie sie in eine moderne Dialoganalyse einzubinden ist.

Die prästrukturalistische Grammatik zeichnet sich durch eine ausgesprochen heterogene Kategoriebildung aus. Neben den genannten kommunikativ-funktionalen Gesichtspunkten berücksichtigt sie semantische, topologische und morphologische Charakteristika sprachlicher Ausdrücke. Ihre besten Vertreter waren sich der daraus resultierenden Schwierigkeiten durchaus bewußt. Das zeigen etwa Hermann Pauls anspruchsvolle Unterscheidungen zwischen grammatischen und psychologischen Subjekten und Prädikaten (Paul 1919). Die strukturalistische Kritik hat ihr die wenig transparente Vermischung von Charakterisierungsaspekten vorgehalten und eine Entwirrung der Gesichtspunkte eingeleitet, die in – bisher – letzter Konsequenz zur These von der Autonomie der Syntax geführt hat (siehe dazu Chomsky 1977, Teil I.11; Fanselow/Felix 1987, Bd. 1.; kritisch: Givón 1979, Kap. 1).

In dem Maß, in dem sich die moderne Grammatiktheorie auf formale Aspekte bei der Analyse des sprachlichen Ausdrucks konzentrierte, verlor sie an Interesse für Theorien des sprachlichen Handelns. Diese sehr pauschale Feststellung gilt sicher nicht für alle neueren Grammatiktheorien in gleichem Maß. Sie gilt insbesondere nicht für die verschiedenen funktionalistischen Theorien (Prager Schule, Halliday, Dik, Givón), die unten noch angesprochen werden. Auch die an die Arbeiten Montagues anschließenden logischen Analysen natürlicher Sprachen sind hier auszunehmen. Aber diese Theorien bestimmen nicht die Haupttendenzen der aktuellen Forschungslandschaft. Da, wohl auch als Reaktion auf diese Entwicklung, zur gleichen Zeit neue Forschungsrichtungen wie die Dialoganalyse und die Konversationsanalyse aufgekomen sind, wäre das nicht weiter problematisch, wenn mit der Konzentration auf die syntaktische Form nicht die erwähnte These von der Autonomie der Syntax verbunden worden wäre, die postuliert, daß die Form natürlichsprachlicher Ausdrücke in keiner Weise von den kommunikativen Funktionen bestimmt wird, die dieser Ausdruck erfüllen kann (siehe dazu Chomsky 1977, 48–97).

Wenn, wie damit behauptet wird, der sprachliche Ausdruck unter funktionalem Aspekt nicht erschlossen werden kann, dann heißt das auch, daß das grammatische Programm der Dialoganalyse gegenstandslos ist, denn es trifft bei der Betrachtung des sprachlichen Ausdrucks auf funktional nicht zu analysierende Blöcke, die nur ganzheitlich für die Zwecke kommunikativen Handelns zu gebrauchen sind. Die Dialoganalyse kann ihr grammatisches Programm aber unter keinen Umständen aufgeben, denn damit würde sie auf ihre Grundlagen verzichten. Die Grammatiktheorie kann mit der These von der Autonomie der Syntax leben. Auch wenn sie Fragen des Sprachgebrauchs ausschließt, bleibt ihr ein Untersuchungsgegenstand erhalten. Die Dialoganalyse hingegen hängt völlig in der Luft, wenn sie ihre Deutungen sprachlicher Handlungen nicht auf eine funktionale Analyse des dabei gebrauchten Ausdrucks stützen kann.

Es gibt für die Dialoganalyse zwei Optionen, ihr Verhältnis zur derzeit einflußreichsten Grammatikforschung zu gestalten: Sie kann deren Thesen ganz einfach ignorieren und sich an alternative Forschungsrichtungen halten, die, wie sie, davon ausgehen, daß sich sprachliche Ausdrücke zumindest auch unter funktionalem Aspekt analysieren lassen, oder sie kann sich der Herausforderung stellen und versuchen zu zeigen, daß die These von der Autonomie der Syntax nicht zwingend und ohne Not überzogen ist. Der weitergehende Versuch, diese These zu widerlegen, kann aus logischen Gründen nicht erfolgreich sein, was nicht bedeutet, daß sie besonders gut begründet sein muß. Sie entzieht sich, trotz ständiger Beschwörung ihres empirischen Charakters, der Falsifikation, nach Popper (1934) nicht gerade ein Zeichen gehobener Wissenschaftlichkeit. (Siehe hierzu auch Strecker 1979; 1986.) Unter wissenschaftspraktischen Gesichtspunkten mag die erste Option vorzuziehen sein. Für die zweite Option spricht, daß sie zugleich fundamentale Einsichten in die Organisation des sprachlichen Handelns und sprachlichen Ausdrucks erwarten läßt.

3. Der Bedarf an grammatischer Erklärung

Unsere Möglichkeiten, sprachlich zu handeln, sind zwar nicht unbegrenzt, aber, zumindest in der Theorie, unendlich vielfältig. Wer eine natürliche Sprache beherrscht, verfügt über Verfahren, die ihm erlauben, auf der Basis eines endlichen Inventars elementarer Ausdrucksmittel unendlich viel Verschiedenes zu sagen. Es ist gleichermaßen Sache der Grammatik wie der Dialoganalyse, davon Rechenschaft zu geben, was es mit diesen Verfahren auf sich hat: Die Grammatik hat zu klären, über welche komplexen Ausdruckseinheiten ein kompetenter Sprachteilhaber dabei verfügen kann, und die Dialoganalyse muß zeigen, wie es ihm gelingen kann, die verfügbaren Einheiten im Zuge kommunikativer Akte sinnvoll einzusetzen. Auf den ersten Blick scheinen die beiden Probleme wenig miteinander zu tun zu haben. Bei sorgfältiger Betrachtung zeigt sich, daß sie nicht unabhängig voneinander zu lösen sind. Die Grammatik muß sich, um überhaupt in der Lage zu sein, ihre Aufgabe zu bestimmen, darauf einlassen zu klären, was die Ausdruckseinheiten auszeichnet, deren Struktur sie erfassen will. Die Dialoganalyse wiederum muß erkennen, daß die Mittel, die in kommunikativen Akten zum Einsatz kommen, nicht nur ganzheitlich betrachtet werden können, weil kein noch so kompetenter Sprachteilhaber auf diese Weise über die erkannte Vielfalt der Rede verfügen könnte.

Die Schnittstelle von Grammatik und Dialoganalyse bildet dabei, was man als selbständigen Gesprächsbeitrag bezeichnen kann. Ein solcher Gesprächsbeitrag vereinigt beides: Er ist zunächst einmal eine Einheit des kommunikativen Handelns und erfüllt als solche kommunikative Funktionen, konstituiert aber, wie sich zeigen läßt, zugleich eine Einheit des Ausdrucks und bietet damit einen Ansatzpunkt für die Bestimmung von Sätzen, jener ausgezeichneten Ausdruckseinheiten, die Gegenstand grammatischer Analysen sein können. (Für eine Herleitung des Satzbegriffs aus dem Begriff des Gesprächsbeitrags siehe Strecker 1991.)

Wenn es in der Praxis nicht zu der naheliegenden Kooperation von Grammatiktheorie und Dialoganalyse kommt, so deshalb, weil sich die derzeit herrschende Lehre in der Grammatikforschung einer Grundlegung ihres Forschungsgegenstands mehr oder weniger elegant entzieht. Die Ausblendung des Grundlagenproblems erlaubt ihr, formale Ausdruckskonfigurationen als Gegenstand grammatischer Analysen zu begreifen. Wie weit sie dies legitimerweise tut, braucht hier nicht zu interessieren. Die Dialoganalyse jedenfalls wird dadurch um die Unterstützung gebracht, die sie sich von der Grammatiktheorie erwarten könnte.

Wenn die Einheiten des sprachlichen Ausdrucks ausschließlich unter konfiguracionalem Aspekt analysiert werden, bleiben gerade jene formbestimmenden Faktoren auf der Strecke, die erlauben, die sprachlichen Mittel, mit denen Gesprächsbeiträge zu realisieren sind, nicht als holistische Blöcke zu betrachten, sondern als Kompositionen, deren Elemente für die Erledigung verschiedener Teilaufgaben kommunikativer Akte zuständig sind. Unter dieser Voraussetzung kann es aber nicht gelingen, davon Rechenschaft zu geben, wie Menschen in der Lage sein können, die prinzipiell verfügbare Ausdrucksvielfalt sinnvoll einzusetzen.

Genau das ist aber eines der großen Probleme bei der Erklärung der Möglichkeit des Erwerbs natürlicher Sprachen: Wir produzieren nicht einfach, wie Chomskys „idealer“ Sprecher-Hörer (Chomsky 1969, 13), mögliche Ketten von Ausdrücken, sondern einigermaßen sinnvolle Mitteilungen. Hier ist jetzt zu fragen: Wie ist das möglich, wenn wir dazu Ausdrucksketten zu verwenden haben, deren Struktur nicht in wesentlicher Hinsicht funktional ist?

Es gibt ein Modell für die Kommunikation mit in ihrer Struktur größtenteils nicht sinnhaften Mitteln: der Gebrauch, den wir von Signalen machen. Wir sind in der Lage, eine größere Anzahl von Signalen zu benutzen, denen Bedeutung nur durch willkürliche Konventionen zugeteilt wird und die wir deshalb ganzheitlich zu erlernen haben. Auch die Wörter natürlicher Sprachen sind von der Art solcher Signale. Aber der Punkt ist: Wir müssen die meisten dieser Wörter – alle *Simplicia* – einzeln lernen. Zwar kennen wir das „Alphabet“, mit dessen Mitteln sie gebildet werden, aber das hilft uns ziemlich wenig beim Erlernen ihrer Bedeutung.

Die Ausdrücke, mit denen die möglichen Gesprächsbeiträge zu artikulieren sind, d.h. die möglichen Sätze, sind unmöglich in derselben Weise wie die Wörter zu erlernen. Ein schönes Beispiel für die Beschränkungen, denen eine solche Sprachbeherrschung unterliegt, bieten die geistlosen Sprachführer für Touristen, die einen ganzheitlich mit Sätzen für die wichtigsten alltäglichen Kommunikationsanlässe versorgen und einen im Regen stehen lassen, wenn freundliche Menschen auf den Gebrauch der Sätze reagieren. Eine Beherrschung der unendlichen Vielfalt an Sätzen ist nur möglich, wenn wir ihre Bedeutung, d. h. ihr kommunikatives Potential, als Funktion der Bedeutungen der sie konstituierenden Wörter verstehen können, die ihrerseits ganzheitlich erlernt werden.

Sätze werden zwar nach Maßgabe des syntaktischen Systems einer Sprache gebildet, sind damit aber sowenig Einheiten dieses Systems wie etwa Häuser Einheiten ihrer Baumaterialien sind. Eine rein formale Grammatik ist deshalb außerstande, Sätze als

Gegenstand ihrer Analyse zu begreifen, denn die Ansprüche, die ein sprachlicher Ausdruck erfüllen muß, damit er als Satz gelten kann, sind von einer Art, die eine solche Grammatik nach ihrer eigenen Voraussetzung gar nicht wahrnehmen kann. (Siehe hierzu auch Strecker 1991.) In Sätzen manifestiert sich Sinn, und erst dieser Sinn ist es, der sie als Mittel des kommunikativen Handelns qualifiziert. Für eine auf die Deutung solchen Handelns gerichtete Dialoganalyse werden Sätze vor allem als Sinn-einheiten zum Problem. Sie kann ihren Sinn nicht, wie den von Signalen, holistisch erfassen, sondern muß Rechenschaft davon geben, wie sich dieser Sinn aus den Bedeutungen nicht weiter hintergebar Teile aufbaut. Das heißt: Sie ist an grammatischer Analyse gerade soweit interessiert, wie es dieser gelingt, den Aufbau des kommunikativen Potentials von Sätzen und eventuell umfassenderer Ausdruckseinheiten transparent zu machen.

4. Auf der Suche nach einer kommunikativ-funktionalen Grammatik

Der Hauptstrom der aktuellen Grammatikforschung bietet, wie bereits festgestellt, wenig, was die Dialoganalyse in ihrem Bemühen unterstützen könnte. Mehr zu erwarten ist von alternativen Theorieansätzen, die in der Ausdrucksstruktur nicht ausschließlich formale Prinzipien wirksam sehen.

Von Interesse ist in diesem Zusammenhang auch, was von Aristoteles bis Montague (siehe etwa Montague 1970) an logischen Analysen von Sätzen entwickelt wurde. Zwar konzentrieren sich diese Analysen – in aller Regel – auf sog. Aussagesätze, aber, was sie zu Propositionen feststellen, kann auch für eine kommunikativ-funktionale Analyse genutzt werden, wenn der Status der entsprechenden Thesen relativiert wird.

Genuin grammatische Ansätze einer für dialoganalytische Zwecke geeigneten Betrachtung finden sich bei Theoretikern, die – im Gegensatz zur generativen Schule – in der kommunikativen Funktion sprachlicher Ausdrücke ein formrelevantes Moment erkennen, das zur Erklärung des Formenbestands heranzuziehen ist. Hier ist vor allem die funktionale Satzperspektive der Prager Schule zu nennen. (Siehe hierzu Nehring 1946; Daneš 1960; Grewendorf 1980; Eroms 1986 sowie, aus etwas anderer Sicht, Jacobs 1984.)

Grundsätzliche Überlegungen zum Verhältnis von Form und Funktion sprachlicher Ausdruckseinheiten finden sich auch in den Papieren der „Parasession on functionalism“ der Chicago Linguistic Society (1975), in dem von Givón (1979a) herausgegebenen Band „Discourse and syntax“ sowie in dessen Monographie „On understanding grammar“, in der er einen pragmatischen und einen syntaktischen Kommunikationsmodus unterscheidet und letzteren durch einen Prozeß der Syntaktifizierung (syntacticization) begründet sieht. Strecker (1987) sucht in Form eines Gedankenexperiments zu zeigen, wie sich die heute beobachtbaren festen Ausdrucksstrukturen im Zug der Entwicklung erfolversprechender kommunikativer Strategien ausgebildet haben könnten.

Grammatische Strukturen aus einer primär kommunikativen Sicht beschreiben Leech/Svartvik (1975), Dik (1980; 1981; 1983), Halliday (1985) sowie Givón (1984/90). Eine neue deutsche Grammatik, die ausdrücklich auch eine kommunikativ-funktionale Perspektive einnimmt, entsteht derzeit am Institut für deutsche Sprache in Mannheim. (Für eine Darstellung der leitenden Überlegungen zu diesem Projekt siehe Zifonun 1986.) Daneben finden sich zahllose Detailuntersuchungen insbesondere zu Form und Gebrauch definiter und indefiniter Kennzeichnungen (siehe dazu etwa Geach 1972; Donnellan 1966; Kripke 1972; auch Tugendhat 1976, 20. – 26. Vorlesung), zu einzelnen Wörtern und Wortpaaren (exemplarisch: Redder 1990 zu *denn* und *da*; Altmann 1976; König 1991; Weydt 1977; 1983 zu Grad- und Modalpartikeln; Ehlich 1986 zu Interjektionen) und zu verschiedenen syntaktischen Mustern (Meibauer 1987; Altmann 1987; Pasch 1989 und Zifonun 1991 zum Satzmodus; Hoffmann 1990; 1991 zu Ellipse und Anakoluth). Speziell zur Grammatik der mündlichen Rede siehe Edmondson (1981) sowie den Beitrag *Gesprochene Sprache – dialogisch gesehen* von J. Schwitalla in diesem Band.

5. Eine Grammatik für die Dialoganalyse: eine Skizze

Für die Dialoganalyse sind Grammatiken, die sich mit dem formalen Regelsystem von Sprachen befassen, nur insoweit von Interesse, als sie natürlich, bei aller Konzentration auf Formales, wichtige Detailbeobachtungen zum Bau von Redeeinheiten machen, die in kommunikativer Funktion genutzt werden. Das Hauptinteresse der Dialoganalyse sollte jedoch der Struktur der sinnhaften Konstruktionen gelten, die mit den Mitteln solcher Systeme zu bilden sind, denn in diesen Konstruktionen manifestieren sich Strategien zur Lösung von Kommunikationsproblemen. Und insofern, als diese Konstruktionen in Ausdrucksketten der Sprache bestehen, gilt das Interesse der Dialoganalyse natürlich auch der semantischen Form dieser Ketten.

Eine für die Dialoganalyse interessante grammatische Analyse muß bei Gesprächsbeiträgen ansetzen, die einfachen kommunikativen Akten entsprechen. Damit sie das kann, muß es zunächst gelingen, beliebige Gesprächsbeiträge in elementare Beiträge aufzusplitten. Als kompetente Sprachteilhaber können wir dies, doch, was zu unserem Know how gehört, ist damit freilich nicht automatisch Bestand unseres theoretischen Wissens über den Bau von Gesprächsbeiträgen. Aber wir verfügen als kompetente Sprachteilhaber nicht nur über das praktische Wissen, wir können auch jeden noch so komplexen Gesprächsbeitrag so analysieren, daß alle einfachen, nicht weiter aufzuschließenden Akte erkennbar werden, die den komplexen Beitrag ausmachen. Im Ergebnis könnte eine solche Analyse so aussehen: Es wird **gesagt**, daß *p*, dann **gesagt**, daß *q*, dann **gefragt**, ob *r*, und dann **verlangt**, daß *s*...

Was mit einem komplexen Gesprächsbeitrag zu verstehen zu geben ist, kann also in jedem Fall in einfache Einheiten des damit Gesagten, Gefragten, Verlangten aufgelöst werden. Für diese Einheiten gilt, was auch für das mit den komplexen Beiträgen

insgesamt Gesagte festzustellen ist: Sie werden auf der Basis der verwendeten sprachlichen Ausdrucksmittel verstanden, sind aber nicht einfach mit diesen Mitteln zu identifizieren. In linguistischer Terminologie ausgedrückt: Diese einfachen Einheiten des Gesagten, Gefragten, Verlangten sind die Bedeutungen der Sätze, mit denen die elementaren Akte des Sagens, Fragens, Verlangens realisiert werden.

Mit der Analyse der pauschalen Einheit des mit einem Gesprächsbeitrag Gesagten, Gefragten oder Verlangten in elementare Einheiten steht das Explikandum der kommunikativ-funktional ausgerichteten Grammatik fest. Man kann diese elementaren Einheiten, um einfacher davon sprechen zu können, als **Dikta** bezeichnen. Die Aufgabe einer kommunikativ-funktional ausgerichteten Grammatik besteht dann darin, die funktionsbedingte Struktur der Dikta aufzuklären, die mit den Mitteln einer Sprache zu artikulieren sind.

Die Aufklärung der funktionsbedingten Struktur von Dikta erfolgt in zwei Schritten:

- (a) Zunächst muß davon Rechenschaft gegeben werden, welche Funktionen ein Diktum im einzelnen erfüllen kann, worin also das Illokutionspotential – seine Eignung für die Durchführung spezifischer kommunikativer Handlungen – besteht, das es darstellt.
- (b) Sind die Funktionen geklärt, ist zu eruieren, welche Ausdrucksmittel unter welchen Bedingungen geeignet sind, diese Funktionen zu erfüllen.

Man kann einem Diktum nicht ansehen, welches Illokutionspotential es darstellt. Dieses Potential ist über die Wirkungen zu erheben, die es bei kompetentem Einsatz zeitigt. Dikta sind auf der Basis von Fallstudien zu gewinnen. Die Erhebung des Illokutionspotentials gestaltet sich dabei schwieriger, als man auf den ersten Blick vermuten könnte, weil die Wirkungen, die wir in Kommunikationen erzielen, oft genug nicht unmittelbar auf das zurückzuführen sind, was wir sagen. Besonders ausgeprägt ist die Diskrepanz zwischen Gesagtem und damit Gemeintem bei ironischer und betont höflicher Rede. Um herauszufinden, welchen Anteil ein Diktum an dem hat, was letztlich als Wirkung eines kommunikativen Aktes zu verzeichnen ist, muß man sich stets an das halten, was vor jeder Verrechnung spezieller Wissenshintergründe und Sprecherabsichten als gesagt gelten kann. Das mag manchmal wenig geistreich wirken, ist aber immer möglich, weil die Auswertung des *prima facie* Gesagten notwendig am Anfang jeder Deutung eines kommunikativen Aktes stehen muß. Man wird dabei nicht soweit kommen, ein Rekognitionsverfahren zu entwickeln, das die automatische Zuordnung von Ausdrucksketten zu Funktionseinheiten erlaubt, doch gelingt dies auch formalen Grammatiken nur in sehr bescheidenem Maß. (Für eine ausführliche Betrachtung dieser grundlegenden Problematik siehe Strecker 1986. Ähnliche Überlegungen stellen auch Autoren an, die eine Konzeption der „wörtlichen Bedeutung“ haben. Siehe dazu Searle 1979; Dascal 1987.)

Die erste Feststellung zur kommunikativen Leistung von Dikta gilt der Unterscheidung von zwei nach Art und Funktion grundsätzlich verschiedenen Klassen: primär **informationszentrierte** und primär **interaktionszentrierte** Dikta. Informationszentrierte Dikta exemplifizieren etwa die folgenden Ausdrucksketten:

- (1) Mach das Licht aus!
- (2) Hast du heute abend Zeit für mich?
- (3) Wenn doch bloß die Preußen kämen.
- (4) Sei „x“ eine beliebige reelle Zahl.
- (5) Der Kanzler bestimmt die Richtlinien der Politik.

Als interaktionszentrierte Dikta können die folgenden Ausdrucksketten gedeutet werden:

- (6) Himmelherrgottsakrament!
- (7) Gute Nacht!
- (8) Danke!
- (9) So!

Für die Grammatik sind vor allem die informationszentrierten Dikta von Interesse. Das hat nichts damit zu tun, daß sie in irgendeinem Sinn als wichtiger zu betrachten sind, sondern allein damit, daß die Entwicklung so raffinierter semantischer Strukturen, wie sie in Sätzen natürlicher Sprachen anzutreffen sind, nur im Hinblick auf die Informationsfunktion zu erklären ist. Interaktionszentrierte Dikta haben dagegen einen eher holistischen Charakter.

Eine vergleichende Betrachtung informationszentrierter Dikta zeigt, daß diese sich in verschiedener Weise gleichen oder unterscheiden können. Rundum verschieden sind etwa die Dikta, die oben mit (1)–(5) exemplifiziert wurden. In einer Hinsicht gleich, doch in anderer verschieden, sind etwa die mit (10)–(14), mit (15)–(17) und mit (18)–(20) exemplifizierten Dikta:

Gleicher Sachverhalt wird entworfen, jedoch ein Akt anderer Art:

- (10) Leihst du mir einen Fünfer?
- (11) Leih mir einen Fünfer!
- (12) Du leihst mir einen Fünfer.
- (13) Liehest du mir [doch nur] einen Fünfer!
- (14) [Angenommen] du liehest mir einen Fünfer.

Gleichartiger Akt, doch verschiedener Sachverhalt wird entworfen:

- (15) Hat er einen Hammer benutzt?
- (16) Kommen Sie aus Fellbach oder aus Cannstatt?
- (17) Wissen Sie überhaupt, was das heißt?
- (18) Dreh das Ding ab!
- (19) Halt die Ohren steif!
- (20) Komm mir bloß nicht so!

Auf der Grundlage dieser Beobachtungen kann die Leistung informationszentrierter Dikta zwei Hauptfunktionen zugeordnet werden:

- (i) Bereitstellung eines Sachverhaltsentwurfs (einer *Proposition*),
- (ii) Bestimmung einer Weise des Sagens (*modus dicendi*).

Die Unterscheidung stützt sich auf die Auswertung von Informationen, die nicht eigens mit einer lexikalisch faßbaren Ausdruckseinheit gegeben werden, sondern der Form

der Sätze zu entnehmen sind. Dabei entsprechen den beiden Hauptfunktionen keine augenfälligen Ausdruckskomponenten. Wenn man, wie das in der Regel geschieht, dennoch mit Propositionen und *modi dicendi* zwei Funktionseinheiten unterscheidet, dann handelt es sich bei diesen Einheiten um theoretische Konstruktionen und nicht um etwas, das bei der Analyse vorgefunden wurde. (Siehe hierzu Prior 1971, 3ff.) Beide Hauptfunktionen können mehr oder weniger aufwendig erfüllt werden. Aus Gründen einer überschaubaren Darstellung setzt diese Skizze jeweils bei den strukturell elementaren Formen an, um dann Schritt für Schritt komplexere Formen aufzubauen.

5.1 Elementare Propositionen

Ein Sachverhaltsentwurf bzw. eine Proposition umfaßt in elementarer Form zwei Komponenten:

- (a) die Bestimmung einer Charakteristik (eines Prädikats) des „Verhalts“,
- (b) die Bestimmung des Gegenstands bzw. – bei mehrstelligen Relationen – der Gegenstände dieser Charakteristik, wobei *Gegenstand* in denkbar weitem Sinn zu verstehen ist.

Die erste Komponente operiert auf die zweite Komponente, die gewissermaßen einen Ort bzw. Orte für die Verrechnung der Charakteristik bzw. des Prädikats einrichtet. Die zweite Komponente kann dabei als Eigenname, als Kennzeichnung, als Anapher oder als Verweis realisiert sein. Etwa so:

- (1) Hans Werner Schulze
- (2) ein alter Esel
- (3) die kleinen grünen Männchen
- (4) er
- (5) jene

Je nach Natur der Charakteristik kann diese zweite Komponente ein- oder mehrgliedrig sein. Man bezeichnet diese Eigenschaft des Prädikats als seine Stelligkeit oder auch seine Valenz. Den oder die Operanden des Prädikats bezeichnet man als Argument bzw. als Argumente.

Die Komponenten von Propositionen können, wie die Propositionen insgesamt, einfach oder mehr oder weniger komplex gebaut sein. Ihren Bau bzw. die Möglichkeiten ihres Baus transparent zu machen, ist eine der wesentlichen Aufgaben der kommunikativ ausgerichteten Grammatik. Für die Dialoganalyse ist dabei von besonderem Interesse, wie Argumente zu formulieren sind, denn ihrer Gestaltung kommt im Rahmen des kommunikativen Handelns besondere Bedeutung zu: Während Prädikate im wesentlichen unabhängig von den spezifischen Voraussetzungen zu formulieren sind, unter denen ein Sprechakt auszuführen ist, hängt der Kommunikationserfolg entscheidend von der Formulierung der Argumente ab. So kann man etwa, um auf ein und dieselbe Person Bezug zu nehmen, gegenüber verschiedenen Adressaten so verschiedene Formulierungen wählen wie *der Peter*, *mein Bruder*, *der kleine Dicke mit*

dem schwarzen Hut. Nur wenn es einem Hörer oder Leser gelingt, über ein geeignetes, idealerweise auf ihn zugeschnittenes Argument herauszufinden, welchem Gegenstand die mit dem Prädikat vorgenommene Charakterisierung gelten soll, wird er wissen, welcher Sachverhalt entworfen werden sollte.

Der besonderen kommunikativen Funktion der Formulierung von Argumenten entspricht ein breites Spektrum von Formulierungsverfahren, angefangen von Eigennamen, determinierten Appellativa und Deiktika (Zeigewörtern) bis zu ganzen Ketten von spezifizierenden Attributen. Die Struktur von Argumenten und ihre semantische Interpretation gehört zu den bestuntersuchten Bereichen von Syntax und Semantik. Linguisten, Logiker und Sprachphilosophen von Frege bis Kripke haben sich damit befaßt. Literatur zu diesen Fragen findet sich in der Regel unter Stichwörtern wie *definite vs. indefinite Beschreibungen*, *referierende Ausdrücke*, *Referenz*, *Bezugnahme*. Ohne Wertung seien genannt: Linsky (1967), der die klassische Diskussion darstellt; Kripke (1972); Donnellan (1972); Tugendhat (1976), 358–496.

5.2 Formen der Modifikation von Propositionen

Elementare Propositionen, aber auch bereits modifizierte Propositionen, können in mehrfacher Hinsicht ausgebaut werden. Formorientierte Grammatiken tendieren dazu, die verschiedenen Modifikationen als Operationen mit gleichem Status und gleichartiger Wirkung zu betrachten und dabei insbesondere auch Modifikationen einzubeziehen, die bei genauer Betrachtung gar nicht der Proposition eines Diktums gelten. In dieser Skizze werden verschiedene Arten der Modifikation von Propositionen und modus dicendi unterschieden. Hier zunächst die Formen der Propositionsmodifikation.

Eine geradezu klassische Form der Modifikation von Propositionen ist die **Spezifikation von Ort, Zeit, Dauer, Frequenz und allgemeinen Begleitumständen**. Spezifikationen dieser Art können als Antizipation allfälliger Fragen gedeutet werden: Wo? Wann? Wie oft? Unter welchen Umständen?

Die Möglichkeiten, solche Spezifikationen zu formulieren, sind denen der Formulierung von Argumenten in verschiedener Hinsicht verwandt. Da diese Spezifikationen im Zug ihrer Feinabstimmung unbegrenzt auf definite wie indefinite Beschreibungen zugreifen können, lassen sie eine mindestens ebenso differenzierte Bestimmung zu wie Argumente. Spezifikationen dieser Art sind als eine eigene Klasse von Modifikationen anzusehen, weil sie in Dimensionen operieren, die als solche bereits mit dem zentralen Prädikat der zu modifizierenden Proposition eingerichtet wurden. Sie führen mithin nichts grundsätzlich Neues ein, sondern machen den Fall zum Spezialfall. Von Propositionen, die sich über eine solche Spezifikation aus einer Basisproposition ergeben haben, kann immer auf diese Basisproposition geschlossen werden.

Dieselbe Schlußregel gilt für eine weitere Klasse von Propositionsmodifikationen, die man als **freie Propositionsmodifikationen** bezeichnen kann, weil sie nicht auf immer schon vorhandene Dimensionen zugreifen, sondern neue Aspekte ins Spiel bringen. Zu dieser Klasse gehören diese Typen von Modifikation: **Kausalmodifikation**,

Finalmodifikation, Konsekutivmodifikation, Konzessivmodifikation, Adversativmodifikation und Substitutivmodifikation.

Kausalmodifikationen zeigen diese Beispiele:

- (1) Sie weint, *weil sie zuhause bleiben muß.*
- (2) *Wegen Umbauarbeiten* bleibt unser Laden heute geschlossen.

Finalmodifikationen werden hier exemplifiziert:

- (3) Peter verriegelte jedesmal alle Türen, *um vor Einbrechern sicher zu sein.*
- (4) Du mußt fleißig üben, *damit du mal ein ganz Großer wirst.*

Konsekutivmodifikation, Konzessivmodifikation, Adversativmodifikation und Substitutivmodifikation in dieser Reihenfolge:

- (5) Der Junge war zu schlau, *als daß er gefaßt worden wäre.*
- (6) Die Sängerin bestand auf ihrer Gage, *obwohl sie nicht gesungen hatte.*
- (7) Hannes ähnelt seiner Mutter, *während Frieder ganz der Vater ist.*
- (8) *Statt ins Kino zu gehen,* solltest du dein Zimmer aufräumen!

Die Verfahren für die Formulierung solcher freier Propositionsmodifikation sind im Rahmen der Analyse von Adverbialphrasen und -sätzen in Gebrauchsgrammatiken wie wissenschaftlichen Grammatiken hinreichend differenziert beschrieben und müssen hier nicht eigens dargestellt werden.

Von grundsätzlich anderer Wirkung als die bisher angeführten Modifikationen sind Propositionsmodifikationen, die man als Propositionsrestriktionen bezeichnen kann. Sie folgen nicht der oben genannten Schlußregel, sondern schränken die Bedingungen ein, unter denen gelten soll, was die Basisproposition besagt:

- (9) Komm, *wenn du Zeit findest!*
- (8) Kannst du mich daran erinnern, *falls ich es vergessen sollie?*

Noch radikaler ist die Wirkung der Modifikationen der nächsten und letzten Klasse, der Negation, einer einstelligen Propositionsfunktion. Auf eine Basisproposition angewandt, kehrt sie ihren Sachverhaltsentwurf um in eine Ausschlußbestimmung: Was auch immer, jedenfalls nicht das, was hiermit entworfen wird.

Negationen im Deutschen sind, anders als verschiedentlich behauptet wird, immer sog. Satznegationen, was nichts anderes heißen soll, als daß sie die Proposition insgesamt betreffen. Es ist allerdings zu beobachten, daß durch entsprechende Intonation und Positionierung der Negationspartikel eine Fokussierung von Redeteilen vorgenommen werden kann, die Leser oder Hörer zu bestimmten Erwartungen ermuntert:

- (10) Nicht *ich* habe den Kuchen gegessen.
- (11) Ich habe nicht *den* Kuchen gegessen.
- (12) Ich habe den Kuchen nicht *gegessen.*

In jedem Fall möchte man gleich fortsetzen: „sondern der und der bzw. dies und dies.“ Die Regularitäten, die sich hinsichtlich des Fokus von Negationen bestimmen lassen, sind bei Jacobs (1982) beschrieben. Eine Übersicht über die wichtigsten Schriften zur Negation bietet die Studienbibliographie von Brütsch/Nussbaumer/Sitta (1990).

5.3 Der modus dicendi von Dikta

Dikta sind im Deutschen – und wohl in allen voll entwickelten natürlichen Sprachen – so zu bilden, daß sie die Deutung einer sprachlichen Handlung etwa als Feststellung, Frage oder Aufforderung unterstützen. Erreicht wird das dadurch, daß zu der Proposition die Indikation einer Weise des Sagens tritt. Diese Indikation geht – auch wenn die gängigen Bezeichnungen der verschiedenen Modi dies nahelegen scheinen – nicht soweit, den Typus der Handlung zu bestimmen, in der ein Diktum eingesetzt wird. Sie bringt jedoch Festlegungen ein, die ein Illokutionspotential begründen, das ein Diktum für die Ausführung bestimmter kommunikativer Handlungen qualifiziert. Diese Festlegungen betreffen zum einen den Typus von Wissen, in Hinblick auf das die Proposition auszuwerten ist, zum andern die Verbindlichkeiten, auf die sich einläßt, wer das Diktum vorbringt.

Um Mißverständnisse zu vermeiden, ist darauf hinzuweisen, daß ein Diktum ins Spiel zu bringen nicht dasselbe heißt wie einen sprachlichen Ausdruck äußern. Mit dem Äußern allein erwirkt man nicht automatisch die Verbindlichkeiten (in der angelsächsischen Literatur: commitments), die mit dem Sagen verbunden sind. So kann man etwa einen Ausdruck nachäffend verwenden oder im Rahmen einer Mikrofonprobe, ohne sich auf das festgelegt zu haben, was mit diesem Ausdruck bei kommunikativer Verwendung zu sagen wäre. Ein Diktum, d. h. die Bedeutung eines Satzes, kommt erst dann zum Tragen, wenn eine kommunikative Verwendung vorliegt. Man kann das vergleichen mit der Bedeutung eines Verkehrsschilds. Das Schild hat ein Regelungspotential, doch erst wenn es korrekt an einer Straße plazierte wurde, kommt dieses Potential zum Einsatz. Solange das Schild in einem Schuppen beim Straßenverkehrsamt liegt, entfaltet es nicht die vorgesehene Wirkung. (Siehe in diesem Zusammenhang auch Strecker 1985.)

Wie Zifonun (1991) zeigt, können grundsätzlich zwei Typen von Wissen mit einem Diktum angesprochen sein: repräsentatives Wissen und Erfüllungswissen. Unter *repräsentativem Wissen* ist dabei das Wissen um die Verhältnisse in der Welt zu verstehen, unter *Erfüllungswissen* das Wissen um soziale Verbindlichkeiten. Die Wirkung der jeweiligen Festlegung im Rahmen eines Diktums läßt sich in etwa so charakterisieren:

- (i) repräsentatives Wissen ist betroffen: „Betrachte, was die Proposition entwirft, unter dem Aspekt, daß sich die Dinge so verhalten.“
- (ii) Erfüllungswissen ist betroffen: „Betrachte, was die Proposition entwirft, unter dem Aspekt, daß der entworfene Sachverhalt herbeizuführen ist.“

Mit der Festlegung des Wissenstypus steht erst teilweise fest, welches Illokutionspotential ein Diktum hat. Ohne die weitergehende Festlegung der Verbindlichkeiten, auf die man sich damit einläßt, bliebe ein Diktum im Bereich bloßer Gedankenspiele – eine Art „brain storming“. Solche Spiele sind manchmal durchaus sinnvoll und können auch mit sprachlichen Mitteln realisiert werden, doch, wie der Bestand an Ausdrucksformen zeigt, eignen sich entsprechende Dikta nicht als Standard. Unter den Bedingungen eines arbeitsamen Alltags brauchen wir – vor allem als Hörer, denn vorwiegend Hörer haben an der Genese natürlicher Sprachen mitgewirkt – schnell Klarheit darüber, wie

ein Sprecher zu dem steht, was er vorbringt. Diese Klarheit wird geschaffen durch die Festlegung der Verbindlichkeit, die sich so beschreiben läßt:

- (i) „Ich, der Sprecher, lege mich darauf fest, daß das so ist bzw. daß das so sein soll.“
- (ii) „Ich, der Sprecher, lege mich nicht darauf fest, daß das so ist bzw. daß das so sein soll.“

Durch die Kombinationen beider Arten von Festlegungen ergeben sich verschiedene Illokutionspotentiale, die *modi dicendi*. In der einschlägigen Literatur (Altmann 1987; Rosengren 1988; Brandt/Rosengren/Zimmermann 1989; Pasch 1989) ist, entsprechend der mehr syntaktischen Orientierung der Autoren, in der Regel von Satzmodi die Rede. Dabei werden dann, mehr oder weniger im Anschluß an die traditionelle Unterscheidung von Satzarten, Modi direkt unter Bezug auf Sprechakttypen bestimmt. Soweit die dabei getroffenen Unterscheidungen sich auf die Kombinatorik der beiden Arten von Festlegungen stützen, ist nichts dagegen einzuwenden, daß diese einprägsamen Bezeichnungen gewählt werden. Nicht selten scheinen die Modi allerdings aus dem Hut gezaubert, und diese besonders interessante Verbindung zwischen kommunikativer Funktion und Ausdrucksform bleibt letztlich unverstanden.

Die Unterscheidung der beiden Arten von Festlegungen ist eine theoretische Konstruktion, der im sprachlichen Ausdruck keine einfach zu isolierenden Komponenten entsprechen. Für die verschiedenen *modi dicendi* insgesamt lassen sich, wie vor allem Altmann (1987) gezeigt hat, sehr differenziert Informationsträger im sprachlichen Ausdruck bestimmen.

5.4 Modifikationen von *modi dicendi*

Wie Propositionen können auch die verschiedenen *modi dicendi* in elementarer und modifizierter Form gebildet werden. Dabei sind grundsätzlich zwei Typen von Modifikationen zu unterscheiden: solche, die den Wissenstypus betreffen und solche, die die Verbindlichkeit – den Interaktionsstatus – betreffen. Wissensbezogene Modifikationen sind durchweg mit Wörtern oder Wortketten zu formulieren. Sie sind mithin in gewisser Weise digitalisiert. Verbindlichkeitsbezogene Modifikationen haben häufig einen eher analogen Charakter. So kann etwa das ganze Spektrum von Aufforderungsakten bei gleicher syntaktischer Form des verwendeten Ausdrucks durch Variationen in der Tonlage realisiert werden.

Wissensbezügliche Modifikationen beziehen sich häufig auf die Wahrscheinlichkeit des Bestehens des entworfenen Sachverhalts. Dabei überwiegen bei weitem Modifikationen hinsichtlich des repräsentativen Wissens:

- (1) Sie hat dich *wahrscheinlich* versetzt.
- (2) *Sicher* haben Sie vergessen, das Kellerfenster zu schließen.
- (3) Man kann *mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit* davon ausgehen, daß keine Rettung mehr möglich ist.

Daneben finden sich Modifikationen, die erklärenden oder einschränkenden Charakter haben:

(4) Der Laden bleibt heute geschlossen, *weil meine Nachbarin das gesagt hat.*

(5) Der Laden bleibt heute geschlossen, *wenn meine Nachbarin sich nicht irrt.*

Sätze dieser Art werden von normbewußten Sprachteilhabern nicht ohne weiteres akzeptiert, doch kommen sie im Alltag fraglos gar nicht selten vor und gehören mithin zu dem, was die Grammatik zu erfassen hat.

Durch Stimmführung bewirkte verbindlichkeitsbezogene Modifikationen finden sich in der Hauptsache bei Dikta mit einer Festlegung auf Erfüllungswissen. Zwar können auch Feststellungen mehr oder weniger energisch vorgetragen werden, doch schlägt dies nicht so eindeutig auf die Verbindlichkeiten durch, die man sich damit einhandelt. Wer hingegen eine Bitte zaghaft oder allzu derb vorträgt, kann seinem Anliegen schaden.

Auch im Bereich der verbindlichkeitsbezogenen Modifikationen finden sich Modifikationen mit erklärendem und einschränkendem Charakter:

(6) Das kann nicht gut gehen, *weil du danach fragst.*

(7) Ich bin in der Bibliothek, *wenn jemand nach mir fragt.*

In (6) wird erklärt, warum man sagt, was man sagt. In (7) wird – so seltsam das klingt – das Sagen auf den Fall eingeschränkt, in dem jemand nach dem Sprecher fragt: Betrachte dies für den Fall als gesagt, in dem jemand nach mir fragt.

Eine Grammatik kann nur die Verfahren erfassen, mit denen eine Modifikation von *modi dicendi* bewirkt werden kann. Wenn sie es dabei auch mit Verfahren zu tun hat, die jenseits der Kontrolle von Sprechern liegen können – etwa ungewollt zaghafte Sprechen –, ist dies für die Grammatik selbst ohne Belang. Für die Dialoganalyse dagegen ist gerade dieser Aspekt verbindlichkeitsbezogener Modifikationen von Dikta von Interesse.

5.5 Kommentierungen, handlungsorganisierende Bemerkungen und Abtönungen

Neben Propositionsmodifikationen und Modifikationen von *modi dicendi* finden sich im Deutschen noch eine Reihe weiterer Möglichkeiten, Dikta auszubauen:

- (i) Kommentierungen
- (ii) handlungsorganisierende Bemerkungen
- (iii) Abtönungen

Es handelt sich dabei um semantische Einheiten, die lange Zeit Stiefkinder der Grammatik waren und es zum Teil noch sind, weil sie schlecht in den tradierten Ausdrucksklassen unterzubringen sind.

Unter **Kommentierungen** sind Operationen zu verstehen, die auf im übrigen abgeschlossene und in nichts modifizierte Dikta angewandt werden können, um zu diesen in kompakter Form Stellung zu nehmen. Ein Sprecher, der sein Diktum um eine Kommentierung erweitert, erspart sich eine umständlichere Wertung, auf die er, aus welchen Gründen auch immer, nicht ganz verzichten will. (Siehe in diesem Zusammenhang auch Niehüser 1987.) Einige Beispiele:

- (1) Ausländische Zeitschriften führen wir *natürlich* nicht.
- (2) *Erfreulicherweise* können wir Ihnen mitteilen, daß Sie den ersten Preis in unserem Preisausschreiben gewonnen haben.
- (3) Schiller hat die letzten Jahre seines Lebens *bekanntlich* in Jena verbracht.
- (4) *Zum Glück* kann das jetzt nur noch besser werden.

Kommentierungen treten ausschließlich in Verbindung mit Dikta im sog. Assertionsmodus auf. Sie wirken sich dabei, obwohl sie nicht in das eingreifen, was im übrigen gesagt wird, doch auf die Wahrheitsbedingungen eines solchen Diktums aus. Das zeigt sich daran, daß es möglich ist, gegen ein derart erweitertes Diktum Einwände vorzubringen, obwohl man akzeptiert, was das Basisdiktum besagt.

Die beiden verbleibenden Klassen, die handlungsorganisierenden Bemerkungen und die Abtönungen, unterscheiden sich von allen anderen Formen des Ausbaus von Dikta insofern, als sie ohne jede Wirkung auf die Geltungsansprüche sind, die mit einem Diktum verbunden sein können.

Zunächst einige Beispiele für **handlungsorganisierende Bemerkungen**:

- (5) Du hast *aber* versprochen, daß wir heute abend ins Kino gehen!
- (6) *Zum einen* hast du schon wieder vergessen, das Geld zu überweisen, *zum andern* hast du die ganze Nacht die Garage offenstehen lassen!
- (7) Von einer brauchbaren Textverarbeitung erwarte ich *zum Beispiel*, daß sie automatisch ein Inhaltsverzeichnis erstellen kann.

Für **Abtönungen**:

- (8) Die Leute sind *ja* Kummer gewöhnt.
- (9) Hätt' ich *bloß* an die Eier gedacht!
- (10) Sie haben *wohl* den Zug verpaßt.

Abtönungen wurden in den letzten Jahren intensiv untersucht. (Siehe insbesondere Weydt 1977; 1983.) Man hat ihnen verschiedentlich doch eine modifizierende Wirkung nachgesagt, aber diese Auffassung läßt sich nicht erhärten, denn es gelingt nicht, ihre Bedeutung im Hinblick auf eine solche Wirkung zu explizieren. Ihre Wirkung liegt wohl auf einer ganz anderen, vielleicht eher interpersonellen Ebene und ist bis heute nicht zufriedenstellend zu beschreiben. Handlungsorganisierende Bemerkungen hingegen leisten, was ihr sprechender Name besagen soll: Sie dienen der Einordnung des mit dem Diktum vollzogenen Sprechakts in einen Interaktionszusammenhang, der unter Umständen erst durch sie als solcher konstituiert wird.

Die in Syntax wie Semantik eher unbefriedigende Behandlung der besonders diskursensitiven Einheiten der handlungsorganisierenden Bemerkung und der Abtönung dürfte nicht zuletzt darauf zurückzuführen sein, daß die Kooperation zwischen Grammatik und Dialoganalyse noch kein zufriedenstellendes Maß erreicht hat. Die Grammatik wird in diesen Fragen erst weiterkommen, wenn von seiten der Dialog- oder Diskursanalyse besser geklärt werden konnte, welche kommunikative Leistungen mit diesen Einheiten der Rede zu erbringen sind.

6. Literaturhinweise

- Altmann, H. (1976): Die Gradpartikeln im Deutschen. Untersuchungen zu ihrer Syntax, Semantik und Pragmatik. Tübingen.
- Altmann, H. (1987): Zur Konstitution der Satzmodi als Formtypen. In: Meibauer, J. (Hg.): Satzmodus zwischen Grammatik und Pragmatik. Tübingen, 22–56.
- Brandt, M./Rosengren, I./Zimmermann, I. (1989): Satzmodus, Modalität und Performativität. In: Sprache und Pragmatik 13. Lund, 1–42.
- Brütsch, E./Nussbaumer, M./Sitta, H. (1990): Studienbibliographien Sprachwissenschaft. Bd. 1: Negation. Heidelberg.
- Chicago Linguistic Society (1975): Papers from the parasession on functionalism. Chicago.
- Chomsky, N. (1969): Aspekte der Syntax-Theorie. Frankfurt a. M.
- Chomsky, N. (1977): Reflexionen über die Sprache. Frankfurt a. M.
- Danes, F. (ed.) (1960): Papers on functional sentence perspective. Prag.
- Dascal, M. (1987): Defending literal meaning. In: Cognitive Science 11, 259–281.
- Dik, S. (1980): Studies in functional grammar. London.
- Dik, S. (1981): Functional grammar. Dordrecht.
- Dik, S. (ed.) (1983): Advances in functional grammar. Dordrecht.
- Donnellan, K. (1966): Reference and definite descriptions. In: The Philosophical Review LXXV, 281–304.
- Edmondson, W. (1981): Spoken discourse. A model for analysis. London/New York.
- Ehlich, K. (1986): Interjektionen. Tübingen.
- Eroms, H. W. (1986): Funktionale Satzperspektive. Tübingen.
- Fanselow, G./Felix, S. (1987): Sprachtheorie. Eine Einführung in die Generative Grammatik. Bd. 1. Tübingen.
- Geach, P. T. (1972): Logic matters. Oxford.
- Givón, T. (1979): On understanding grammar. New York/San Francisco/London.
- Givón, T. (ed.) (1979): Discourse and syntax. Syntax and semantics vol. 12. New York/San Francisco/London.
- Givón, T. (1984/1990): Syntax. A functional-typological introduction. 2 vols. Amsterdam.
- Grewendorf, G. (1980): Funktionale Satzperspektive und deutsche Wortstellung. In: Linguistische Berichte 66, 28–40.
- Halliday, M. A. K. (1985): An introduction to functional grammar. London.
- Heringer, H. J./Strecker, B./Wimmer, R. (1980): Syntax. Fragen-Lösungen-Alternativen. München.
- Hoffmann, L. (1990): Ellipse. Arbeitspapier des Instituts für deutsche Sprache, Mannheim.
- Hoffmann, L. (1991): Anakoluth. In: Deutsche Sprache 19, 97–119.
- Jacobs, J. (1982): Syntax und Semantik der Negation im Deutschen. München.
- Jacobs, J. (1983): Fokus und Skalen. Zur Syntax und Semantik von Gradpartikeln im Deutschen. Tübingen.
- Jacobs, J. (1984): Funktionale Satzperspektive und Illokutionssemantik. In: Linguistische Berichte 91, 25–57.
- König, E. (1991): Identical values in conflicting roles: The use of German *ausgerechnet*, *eben*, *genau*, and *gerade* as focus particles. In: Abraham, W. (ed.): Discourse particles. Amsterdam/Philadelphia, 11–36.
- Kripke, S. (1972): Naming and necessity. In: Davidson, D./Harman, G. (eds.): Semantics of natural language. Dordrecht, 253–355.
- Leech, G./Svartvik, J. (1975): A communicative grammar of English. London.
- Linsky, L. (1967): Referring. London.
- Meibauer, J. (Hg.) (1987): Satzmodus zwischen Grammatik und Pragmatik. Tübingen.
- Montague, R. (1970): English as a formal language. In: Visentini, B. (ed.): Linguaggi nella società e nella tecnica. Milano, 189–223.

- Nehring, A. (1946): The functional structure of speech. In: Word 2, 197–209.
- Niehüser, W. (1987): Redecharakterisierende Adverbiale. Göppingen.
- Pasch, R. (1989): Überlegungen zum Begriff des „Satzmodus“. In: Studien zum Satzmodus III. Berlin, 1–88.
- Paul, H. (1919): Deutsche Grammatik, Band III. Halle.
- Popper, K. R. (1934): Logik der Forschung. Wien.
- Prior, A. N. (1971): Objects of thought. Oxford.
- Redder, A. (1990): Grammatiktheorie und sprachliches Handeln: *denn* und *da*. Tübingen.
- Rosengren, I. (1988): Die Beziehung zwischen Satztyp und Illokutionstyp aus einer modularen Sicht. In: Sprache und Pragmatik 6. Lund.
- Schwitalla, J. (1993): Gesprochene Sprache dialogisch gesehen. In diesem Band, Art. 2.
- Searle, J. R. (1979): Literal meaning. In: J. R. Searle: Expression and meaning. Cambridge, 117–136.
- Strecker, B. (1979): Erkenntnistheoretischer Anarchismus. In: Jäger, L. (Hg.): Erkenntnistheoretische Grundfragen der Linguistik. Stuttgart, 74–91.
- Strecker, B. (1985): Meaning – without rules to provide it. In: Hoppenbrouwers, G. A. J./Seuren, P. A. M./Weijters, A. J. M. M. (eds.): Meaning and the lexicon. Dordrecht/Cinnaminson, 433–437.
- Strecker, B. (1986): Sprachliches Handeln und sprachlicher Ausdruck. Ein Plädoyer für eine kommunikative Ausrichtung der Grammatik. In: Zifonun, G. (Hg.): Vor-Sätze zu einer neuen deutschen Grammatik. Tübingen, 76–127.
- Strecker, B. (1987): Strategien des kommunikativen Handelns. Zur Grundlegung einer Grammatik der Kommunikation. Düsseldorf.
- Strecker, B. (1991): Zum Begriff des Satzes. In: Hoffmann, L. (Hg.): Deutsche Syntax: Ansichten und Aussichten. Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache 1991. Düsseldorf, 408–416.
- Tugendhat, E. (1976): Vorlesungen zur Einführung in die sprachanalytische Philosophie. Frankfurt a. M.
- Weydt, H. (1977): Aspekte der Modalpartikeln. Tübingen.
- Weydt, H. (Hg.) (1983): Partikeln und Interaktion. Tübingen.
- Zifonun, G. (Hg.) (1986): Vor-Sätze zu einer neuen deutschen Grammatik. Tübingen.
- Zifonun, G. (1991): Der Modus kommunikativer Minimaleinheiten. Arbeitspapier des Instituts für deutsche Sprache, Mannheim.

Bruno Strecker, Mannheim